

ANDREAS  
LEHMANN

*Kummer-  
plimmern*

Karl Rauch

ANDREAS LEHMANN

*Kummer-  
plimmern*

Erzählungen

Karl **Rauch**

... was weiß ein Mensch davon, was hinter einem anderen Menschen an Anhang steht? Die Kreuzungspunkte mit anderen Schicksalen sind zahlreich. Man kommt nicht immer unverletzt durch.

Marieluise Fleißer, *Briefe aus dem gewöhnlichen Leben*

Zusammen halten wir uns  
eine Weile  
über Wasser

noch ein paar Atemzüge  
dann ist es wieder still.  
Das waren wir –

Nachkommen blinzeln  
in die Sonne

Nicolas Born, *Licht an*

## KUNSTFEHLER

Die Nachricht traf uns beide ins Mark. Dass wir trotzdem lachen mussten, lag an der Heimlichkeit: kein Internet, keine News von zu Hause, das war die Abmachung. Drei Tage lang wollten wir uns nur mit uns selbst befassen, miteinander, mit allem, das gemeint sein kann, wenn man *wir* sagt anstatt ich. Und nun das: Wir ertappten einander auf frischer Tat.

»Fuck«, sagte sie, »Scheiße«, sagte ich, und lange waren wir uns nicht so einig gewesen. »Unfassbar«, sagten wir, tatsächlich unisono, und dann umarmten wir einander wie seit Monaten nicht. Eine Minute, länger vielleicht, standen wir so da, und als wir uns langsam voneinander lösten, hatten wir beide nasse Augen.

Unsere Telefone hielten wir noch in der Hand. Die Nachricht kam von einem gemeinsamen Freund, der nichts von unserem Trip wusste. Wir hatten niemandem davon erzählt, wollten wirklich verschwunden sein für eine kurze Weile. Dass wir hier waren, um die Trennung zu vollziehen, war uns wohl beiden klar, denke ich, auch wenn wir es nicht aussprachen. Wir glaubten nicht mehr an uns, aneinander, an diese Fähigkeit, immer genau der Mensch zu sein, den die oder der andere am dringendsten brauchte. Wahrscheinlich glaubten wir an gar nichts mehr, an nichts Benennbares, hielten nur fest an unserer Bedürftigkeit. Ohne Utopie leben zu können, vielleicht ist auch das eine Utopie.

Mit Kunst hatten wir schon lange nichts mehr am Hut, noch nie so richtig, um ehrlich zu sein, aber dass wir uns auf dieser Ausstellung begegnet waren, das wussten

unsere Freunde. Das war ein wesentlicher Teil unserer Geschichte. Der Anfang, die Sache mit dem Zauber und so weiter. Und der Name Morgenschreck war auch einer, den niemand vergaß. Sie hieß wirklich so, Anna-Lena Morgenschreck, was sollte man da anderes werden als Künstlerin. Wie der gemeinsame Freund auf ihren Tod aufmerksam geworden war, weiß ich nicht, aber er hatte uns beiden diesen Link zu dem Nachruf geschickt, in einer Kunstzeitschrift, die er niemals gelesen hatte, da bin ich mir sicher. *Schaut mal*, hatte er geschrieben, *ist das nicht diejenige, welche?*

»Das kann nicht wahr sein«, sagte Paula, und wir setzten uns nebeneinander, lasen noch einmal, was wir eben schon gelesen hatten, gemeinsam jetzt, gleichzeitig, und hatten das starke Gefühl, dass es um uns ging in dem Artikel, ebenso sehr, wie es um Anna-Lena Morgenschreck ging. »Schau mal«, sagte Paula und zeigte mir ihr Telefon, auf dem dasselbe zu sehen war wie auf meinem: »Das ist doch das Bild, vor dem wir uns geküsst haben.«

»Nicht zu glauben«, sagte ich, und es war als Zustimmung gemeint. Ich stand auf, ging zu Frau Wagner und bestellte eine Flasche Wein.

»Ist die letzte«, sagte sie, »ich mach jetzt zu. Wenn Sie mehr wollen, müssen Sie runter ins Dorf.« Die Pension betrieb sie ganz alleine, eine richtige Gastronomie gab es gar nicht. Nur Frühstück, mittags eine Brotzeit, wenn man wollte, eine Kaffeemaschine und einen kleinen Kühlschrank mit Getränken. Sie holte die Flasche Wein heraus, reichte mir zwei Gläser, schrieb einen lächerlichen Betrag auf unseren Zettel und verabschiedete sich. Es war noch vor neun am Abend.

Zum ersten Mal, seit wir hier waren, stießen wir an und sahen einander dabei ohne Gram oder Misstrauen in

die Augen. Die ersten beiden Tage waren extrem anstrengend gewesen, obwohl wir kaum etwas anderes machten außer frühstücken, spazieren gehen und reden – vor allem aber redeten wir *nicht*, das war das Anstrengendste. Ein mühsames Aufderstelletreten. Im Geist, im Stillen akademisierte ich ständig herum. Ich machte mir um uns Gedanken, um mich, um die Liebe im Allgemeinen, brainstormte fleißig, aber wenn wir zusammen waren, verstummte ich. Man glaubt immer, dass man miteinander tanzt, mal enger, mal distanzierter, doch es ist immer ein Tanz. Von außen aber sieht es aus wie ein Zweikampf, und vielleicht ist es das längst. Sobald wir versuchten, umeinander zu kämpfen, kämpften wir gegeneinander, das war lange schon so.

»Hör mal«, sagte Paula und trank einen großen Schluck Wein. Es wirkte lustvoll, nicht so als schlucke sie Medizin: »Morgenschreck bediente sich mit Vorliebe einer Technik – oder verschiedener Techniken –, die sie nicht ganz beherrschte: um die *Spuren des Lernens* (so auch der Titel einer ihrer Arbeiten) dem Ergebnis einzuschreiben. Imperfektionen als Reibungsverstärker, so entstand ein intensiverer Kontakt mit der verarbeiteten Realität.«

»Imperfektionen«, übernahm ich, ich hatte die Stelle gefunden, »weil die Aneignung von Wirklichkeit nie ohne die Aneignung einer Aneignungstechnik vonstattengehe, wie die Künstlerin in einer ihrer seltenen theoretischen Äußerungen es formulierte.«

»Herrlich«, sagte Paula, wir lachten beide und tranken unseren Wein, schenkten einander nach, tranken weiter, lachten wieder, und bald war die Flasche geleert. Frau Wagner hatte recht gehabt, uns blieb nur der Weg ins Dorf. Hinunter ins Dorf, sagte sie immer, obwohl die Pension in einer kleinen Senke lag, nicht weit von dem

See oder Teich entfernt, und man ein wenig bergauf gehen musste, um in den Ort zu gelangen.

Noch unterwegs lasen wir einander den Nachruf vor, zum dritten oder vierten Mal jetzt, als wäre er eine Art verklausulierte Schatzkarte, die chiffrierte Wegbeschreibung zu etwas ungeheuer Schönerem und Wertvollem, das man längst für verloren gehalten hat. »Regeln werden nicht schrill und laut und rebellisch gebrochen, sondern durch Nichtbeherrschung hinterfragt«, sagte Paula, ein bisschen pathetisch, aber ohne Ironie, ohne sich im Geringsten lustig zu machen, und ich antwortete im selben Ton: »Kunst kommt von nicht-können-dürfen, das war ein Motto von Morgenschreck. Collagierte Farbflächen ergaben unerhörte Raumentwürfe, eine bewusst unbewohnbare virtuelle Architektur.« »Die Aufhebung der Subjekt-Objekt-Trennung war eines ihrer erklärten Ziele« – jetzt wieder Paula – »immer wieder war auch von der Rückeroberung ehemals öffentlicher Räume die Rede, von einer Verbergung des Offensichtlichen und der Zurschaustellung des Unsichtbaren.« Als wir im Dorf waren, gingen wir bereits Arm in Arm. Wir kauften uns Wein und Bier, Wodka sogar, viel zu viel und in sinnlosem Durcheinander, nahmen uns Chips und Salzstangen und Pizza mit auf den Weg und gingen zurück in die Pension, immer leichter, immer beschwingter. Aber es war eine Leichtigkeit, die nicht durch Abwerfen von Ballast, sondern durch das Tanken von Kraft entstand, eine Wiederbelebung, kein sanftes Verschwinden.

Fast die ganze Nacht lang redeten wir, in rauschhafter Einigkeit. An alles erinnerten wir uns, an die Ausstellung, die *Liebe 1–12 (Fortsetzung folgt)* hieß, zu der wir beide auf Einladung einer Freundin und eines Freundes gegangen waren, die dann gar nicht erschienen waren.

Wir hatten einander erkannt, ohne uns zu kennen, und nach Minuten bereits war klar, dass wir uns die Bilder und Installationen nur gemeinsam ansehen würden. Wir liehen einander unsere Augen, sahen so viel mehr, als wir alleine je gesehen hätten. Und wir erinnerten uns an jedes einzelne der ausgestellten Werke: an die Porträts ohne erkennbare Gesichter (»um die Fotografierten vor dem Machtanspruch der Kamera zu schützen«, sagte Paula, damals schon und nun noch einmal), an den angedeuteten Waldrand, Bäume oder Figuren, Nebel jedenfalls, hier und da winzige Lichtakzente (»Die Liebe als ein seltenes und scheues Tier, das man kaum je zu Gesicht bekommt; nur ab und zu leuchten seine Augen im Dunkeln, und manch einer sieht es vorbeihuschen im Wald am frühen Morgen. Manche sperren es auch in einen Käfig und wundern sich, wenn es verendet«, tatsächlich hieß das Bild *Dämmerung I*, waren das meine eigenen Worte?, ich schmeckte sie regelrecht, während ich mein Bier leerte und mir Wein nahm); das Ultraschallbild eines Fötus, das Geschlecht nicht erkennbar, aber in sehr klassischer Manier in Öl gemalt, plötzliche verblüffende handwerkliche Perfektion: *Portrait of the Artist as a Young Whatsoever* hieß es. »Stimmt!«, rief Paula aus, und sie küsste mich, als sie sich vorbeugte, um nach der Wodkaflasche zu greifen. Unser Zimmer roch nach Pizza und Alkohol, unsere Gesichter waren rot und warm. »Ich frage mich, wie das sein wird: der erste Tag, an dem ich dich nicht mehr liebe«, sagte Paula. Der Satz war mit Wasserfarben in einer ungelenen Kinderhandschrift auf ein großes verschwommenes Foto geschrieben gewesen, auf dem man mit Mühe das Gesicht einer sehr alten Frau erkannte. Auf manchen Arbeiten hatte man auch gar nichts erkannt, »aber selbst die kärgsten, dunkelsten,



## EIN GUTES WORT

Er hatte gekündigt, das erzählte er allen: weil ihm die Sache bis hier oben stand. Dabei fuhr er sich mit der Handkante über die Stirn und verdrehte die Augen. Was er nicht erzählte, war, dass es wochen-, ja monatelang quälende Gespräche gegeben hatte. Es war seine Entscheidung gewesen, aber getroffen hatten sie andere.

In der ersten Zeit ging er kaum aus der Wohnung, in jedem Fall nicht in die Nähe der Firma. Er nahm auch keine Anrufe von seinen Kolleginnen und Kollegen entgegen, wollte ihre Stimmen nicht hören. Ob Mitleid oder Vorwürfe oder Versuche einer Klärung, betont vernünftig, ausgleichend, alles wäre ihm zuwider gewesen. Letztlich steckten sie doch unter einer Decke, egal wie sie bis vor Kurzem noch zu ihm gestanden hatten.

Irgendwann jedoch wurden aus seinen Einkaufs- und Besorgungsgängen längere Touren. Er erweiterte nach und nach seinen Bewegungsradius und kam schließlich in die Nähe der Firma, wie von selbst. Ein unscheinbares Bürogebäude bloß, in dem die knapp 40 Mitarbeiter Platz hatten – die einen etwas mehr, die anderen etwas weniger –, aber das Wort Firma verlieh sowohl dem Unternehmen als auch dem Gebäude etwas Großes, Ominöses. Etwas Amerikanisches.

An diesem Tag schien die Sonne, er war besser gelaunt als zuletzt. Er ging in einem weiten Bogen um die Firma herum und blieb vor der *Petriklaus* stehen. Eine kleine Kneipe, die es seit Jahrzehnten schon gab, eine Kaschemme eigentlich. Sie hatten immer Witze darüber gemacht,

sich aber nie hineingetraut. Wer einmal in der Mittagspause oder nach Feierabend in die *Klaus* ginge, der käme nie wieder heraus, das war die Legende, die sie kreierte hatten – in jedem Fall nicht als dieselbe Person, nicht unbeschadet. Die *Klaus* war eine Art schwarzes Loch, und je lust- und fantasievoller sie ihre verheerende Kraft ausschmückten, desto verlockender war sie eigentlich erschienen.

Er sah sich kurz um und ging hinein. Tatsächlich war es dunkel hier, durch die Buntglasfenster drang kaum Licht, es brannten nur schwache Deckenlampen, die noch aus der Zeit des Kalten Krieges stammen mussten, und selbst der Geruch, der in der Luft lag, erschien ihm braun oder dunkelgrau. Es geht also schon los, dachte er, noch vor dem ersten Bier konnte er Gerüche sehen. Weg hier, das war ein eingeübter Impuls, aber er gab seiner Neugier nach und setzte sich an einen Tisch an der Seite, von dem aus er die Tür im Blick behalten konnte.

An der Theke saßen, man musste eher sagen: kauerten drei Gestalten, jeweils mit einem Hocker Abstand zwischen ihnen. Ob sie gemeinsam hier waren oder jeder für sich, war schwer zu sagen. Sie sprachen kaum, und wenn, dann redeten sie eher vor sich hin, nicht direkt zu einem der anderen. Natürlich waren es Männer, natürlich Ende fünfzig, Anfang sechzig, mit grauen und verschlossenen Gesichtern.

Hinter der Bar stand überraschenderweise eine Frau. Sie begrüßte Rahn sachlich, er bestellte ein großes Bier.

»Auch was zu essen?«, fragte sie, und Rahn staunte, dass das hier überhaupt möglich war. Er winkte ab, hatte keinen Hunger. Er hatte das Gefühl, dass sie ihn musterte, darüber nachdachte, wie er hierher geraten war, aber

die anderen Gäste nahmen keinerlei Notiz von ihm. Es war immerhin ein schwarzes Loch, in dem man anonym bleiben konnte.

Kaum hatte er die ersten Schlucke von seinem Bier getrunken, stellte er sich vor, wie die andern ihn hier sitzen sähen. Was würden sie wohl sagen? Meret etwa, die Teamleiterin, die ihn anfangs unterstützt, dann aber fallen gelassen hatte. Solange alles gut und einfach war, alles funktionierte, war sie eine großartige Chefin, aber kam es zu Konflikten, versuchte sie bloß zu glätten und alles zehnmal so gut darzustellen, wie es in Wirklichkeit war. »Du hier!«, hörte er sie förmlich ausrufen, »was für ein herrliches Bild!«, und es war wieder nicht auszumachen, ob sie eher sich selbst oder die anderen zu überzeugen versuchte. Großer Gott, in welcher schwindelnden Höhen die ihren Begeisterungssopran hinauftreiben konnte! Er trank noch einen Schluck, das Bier tat und schmeckte überraschend gut. Oder Eymen, der für die Kündigungen und die Reklamationen zuständig war, den ganzen Tag lang ausschließlich mit Beschwerden zu tun hatte, seit Jahren schon, er würde etwas Schlaues sagen, etwas für alle Überraschendes, fast Wissenschaftliches. So kompensierte er, dass er die schlechte Laune der Unzufriedenen abfangen musste, immerzu gesagt bekam, was die Firma alles falsch machte. Er stellte sich intern auf die Seite der Meckerer und machte unantastbare Verbesserungskonzepte daraus, die so gut wie nie umgesetzt oder überhaupt ernsthaft erwogen wurden. Immer der Klügste sein zu wollen, dachte Rahn, was für ein dummer Wunsch! Trautmann hingegen würde gar nichts sagen, würde nur mit den Schultern zucken und bleiben, wo er war, ungerührt, mit zäher Geduld. Unter Arbeitsplatz verstand der ganz konkret den Bürostuhl, in dem er

auf die Rente wartete. Das krasse Gegenteil war natürlich Gabor, Vertriebsleiter in spe. Dr. Gabor, fast spöttisch verbesserte Rahn sich selbst, auch wenn nie jemand herausgefunden hatte, in welchem Fach er eigentlich promoviert war. Der saß nie bloß herum, im Gegenteil, er war überall gleichzeitig, hatte alles im Blick und steckte immer mitten in den wichtigsten Projekten. Ein richtiger Macher; was der anpackte, das gelang, das war fast schon pathologisch. Rahn hatte sich einmal mit Eymen überlegt, ein Schild an seiner Bürotür anzubringen: *Omnia vincit Gabor*.

Er musste kurz laut lachen, was niemanden an der Theke dazu brachte, sich umzudrehen. Nur die Barfrau schaute skeptisch herüber. Und im selben Moment ging die Tür auf und eine junge Frau kam herein. Rahn sah sie, starrte sie wahrscheinlich an, schloss den Mund erst, als sie sich gesetzt hatte. Sie passte ebenso wenig hierher wie er selbst, vielleicht spürte sie das und nahm deswegen an einem Tisch direkt neben seinem Platz. Als die Barfrau kam, bestellte sie eine Apfelschorle und einen Strammen Max, und kaum war das Getränk gebracht worden, legte sie ihr Handy und eine Zeiterfassungsmarke auf den Tisch. Beides kam ihm sofort bekannt vor, er spürte, wie sein Puls vom Schrittempo in den Trab wechselte. Dann faltete sie noch ein Blatt Papier auseinander und machte sich eine Notiz – mit einem Werbekugelschreiber der Firma.

Sein Herzschlag legte noch einen Zahn zu, war jetzt bereit für den Galopp. Wahrscheinlich starrte er wieder, oder immer noch, er konnte nicht wegsehen. Er trank sein Bier aus und bestellte ein neues, und als sein volles Glas und ihr Teller mit dem Strammen Max gebracht wurden, gab er sich einen Ruck: »Neu hier?«, fragte er.



Kunstfehler	7
Die vorletzten Dinge	15
Verschwinden	30
Unter keinen Umständen	31
Am Rand	41
Ein gutes Wort	50
Eröffnung	67
Schonung	79
Gib mir alles	87
Wärmetausch	91
Alltag	112
Lichtwechsel	114
Magie	123
Schattenkur	130
Ans Ufer	141
Richtfest	154
Den Seinen gibt's der Herr, den Seinen nimmt er's	160
Projekte	166
Alte Freunde	182
Zutrauen	192
Kummerflimmern	194
Ein Anfang	217



© Christopher Utpadel

ANDREAS LEHMANN, geboren in Marburg, hat Buchwissenschaft, Amerikanistik und Komparatistik in Mainz studiert und lebt in Leipzig. Er war zweimal Teilnehmer des Open Mike-Wettbewerbs der Literaturwerkstatt Berlin, hat Werkstattstipendien der Jürgen-Ponto-Stiftung, der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin und der Romanwerkstatt im Brechtforum Berlin erhalten. 2022 wurde Andreas Lehmann mit dem Robert-Gernhardt-Preis ausgezeichnet. Im Karl Rauch Verlag erschienen sind seine Werke *Über Tage*, *Schwarz auf Weiß* und *Lebenszeichen*.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 Andreas Lehmann

© 2026 Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf  
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text  
und Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG vor.

Coverabbildung: *Hummingbird* © Alison Van Pelt

Covergestaltung und Satz: Sebastian Maiwind, Berlin

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und gebunden  
bei Jelgavas Tipogrāfija, Jelgava in Lettland  
Printed in Latvia.

ISBN 978-3-7920-0244-5

[www.karl-rauch-verlag.de](http://www.karl-rauch-verlag.de)

Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG,  
Grafenberger Allee 82, 40237 Düsseldorf  
[info@karl-rauch-verlag.de](mailto:info@karl-rauch-verlag.de)

